

**Exkursionstagebuch zur  
Exkursion nach Minsk, 23. - 30. September 2018**

**Holocaust und Patientenmorde in Belarus**

**Gemeinsames Lehrprojekt der Institute für Geschichtswissenschaft,  
Philosophie und Geschichte der Medizin**

**Gefördert aus Zentralen QVM der HHU Düsseldorf**

## **Erste Zeichen einer sich wandelnden Erinnerungskultur?**

### **Exkursion zum Thema „Holocaust und Patientenmorde in Belarus“**

#### **Beate Fieseler/Simone Dietz**

Eigentlich erinnert nichts mehr an jüdisches Leben im heutigen Belarus (Weißrussland), nur sehr langsam entsteht eine Erinnerungskultur. 18 Studierende suchten nun auf einer Exkursion nach Zeugnissen der Vernichtung und lernten die ersten Denkmäler und Erinnerungsorte kennen, die von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) errichtet werden.

In Verbindung mit einem fakultäts- und institutsübergreifenden Lehrprojekt der Fächer Osteuropäische Geschichte, Praktische Philosophie sowie Geschichte der Medizin fand im September unter Leitung von Prof. Dr. Beate Fieseler und Prof. Dr. Simone Dietz eine aus zentralen QVM geförderte Exkursion mit 18 Studierenden nach Minsk und Mogilew statt. Standort der Gruppe war die Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte (IBB) in Minsk – ein deutsch-belarussisches Projekt, das seit mehr als 20 Jahren Bildungs-, Verständigungs- und Versöhnungsarbeit leistet. Die im Kontext des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion auf belarussischem Territorium begangenen Verbrechen und das der Bevölkerung zugefügte Leid sind in der historischen Forschung und in der Erinnerungskultur beider Seiten lange Zeit ausgeblendet worden. Dabei hat nahezu ein Viertel der belarussischen Bevölkerung den Krieg nicht überlebt; die SS und deren Sicherheitsdienst töteten rund 500.000 einheimische und europäische Juden auf belarussischem Territorium. Für Düsseldorf kommt der Stadt Minsk besondere Bedeutung zu: Am 10. November 1941 wurden über den Schlachthof/Güterbahnhof Derendorf knapp 1000 jüdische Frauen, Kinder und Männer aus Düsseldorf und Umgebung zunächst ins Minsker Ghetto deportiert, bevor Erschießungskommandos sie im Frühjahr/Sommer 1942 in dem abgelegenen Waldstück Blagowschtschina in der Nähe von Minsk ermordeten. Dasselbe Schicksal ereilte dort Tausende österreichischer, tschechischer und weiterer deutscher Juden. Auch Gaswagen kamen bei den Mordaktionen zum Einsatz. Die genaue Opferzahl ist bis heute umstritten.

Am 29. Juni nahm Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier an der Eröffnung der neu gestalteten Gedenkstätte auf dem Gelände dieses ehem. Vernichtungsortes teil. Die jüdischen Opfer werden jetzt erstmals explizit erwähnt. Ein erstes Zeichen für den Wandel der offiziellen Erinnerungskultur? Vielleicht. Der Kampf um die Deutungshoheit ist aber noch im Gange.

1941 befanden sich in Nowinki bei Minsk und im rund 200 km östlich gelegenen Mogilew die damals größten psychiatrischen Einrichtungen des Landes. Weil die Wehrmacht die Gebäude für eigene Zwecke nutzen wollte, brachte man alle Patienten, darunter auch Kinder, durch Erschießen, Sprengstoff, Gas oder systematische Vernachlässigung zu Tode. Dank der Initiative lokaler NGOs gibt es inzwischen erste Denkmäler zur Erinnerung an die Mordaktionen. Die Exkursionsgruppe besichtigte diese verschiedenen historischen Stätten, die die Opfer und das Leiden der Zivilbevölkerung während der NS-Besatzung 1941– 44 ins Gedächtnis rufen. Ein anderes wichtiges Ziel der Reise waren Gespräche mit zivilgesellschaftlichen Akteuren sowie die Auseinandersetzung mit der belarussischen Erinnerungskultur. Diese lernte die Gruppe im staatlichen Museum des „Großen Vaterländischen Krieges“ in ihrer offiziösen, auf heroische und militärische Aspekte verengten Ausprägung kennen. Für die Integration des Holocaust in die offizielle Erinnerungskultur, deren eindimensionales Narrativ bisher nur „friedliche Sowjetbürger“ als Opfer gelten ließ, engagiert sich seit 2003 die Minsker Geschichtswerkstatt. Sie betreibt am historischen Ort, in einem der letzten erhaltenen Gebäude des Minsker Ghettos, Zeitzeugen- und Bildungsarbeit. Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt machten die Gruppe mit dem digitalen Zeitzeugenarchiv und der lokalen Praxis, Oral History zu betreiben, bekannt. Im Seminar entwickelten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dann Fragen für ein Gespräch mit dem Zeitzeugen Jakow Krawtschinskij. Als Kind konnte er sich zu den Partisanen retten und gehört heute zu den letzten Überlebenden des Minsker Ghettos. Ohne sachkundige Führung wären weder die Umriss- noch zentrale Gebäude des ehemaligen Ghettos als solche zu erkennen. Ähnlich verhält es sich in Mogilew. Mitglieder von NGOs rekonstruieren und dokumentieren heute die lange verlorenen Spuren jüdischen Lebens.

## **Führung durch das Minsker Ghetto**

### **Kemal D. Vize**

Am Montag, den 24. September, haben wir die am Rand des ehemaligen Minsker Ghettos errichteten Gedenksteine für die deportierten und in Minsk und Umgebung ermordeten Juden aus Deutschland und Österreich besucht. Danach führte uns Kuzma Kozak, ein Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt „Leonid Lewin“, über das Gelände des ehemaligen Minsker Ghettos.

Die acht Gedenksteine stehen an dem Ort, wo sich früher der jüdische Friedhof von Minsk befunden hat. Sie sollen an die zahlreichen Opfer der Vernichtungen erinnern. Seit Anfang der 1990er Jahre haben mehrere deutsche Städte sie dort aufstellen lassen, da viele Opfer damals aus Deutschland nach Minsk deportiert wurden und bei Pogromen oder Erschießungsaktionen ums Leben kamen. Dementsprechend war die Atmosphäre dort sehr bedrückend, was durch den starken Niederschlag an dem Tag für mich persönlich noch bestärkt wurde.

Nachdem wir dort zur Geschichte und zum Hintergrund der Gedenksteine aufgeklärt wurden, führte unser Weg dann weiter zu einigen wichtigen Gebäuden des Minsker Ghettos, die heute allerdings nicht entsprechend ihrer früheren Funktion gekennzeichnet sind. Die Führung endete an der Jama, einer Grube, an der die SS an einem einzigen Tag im März 1942 mehr als 5000 Minsker Juden ermordete. Nach dem Krieg errichteten Überlebende der Shoah dort einen schmucklosen Obelisken mit Inschriften in russischer und jiddischer Sprache. Er blieb für Jahrzehnte das einzige Erinnerungszeichen an die von den Deutschen ermordete jüdische Bevölkerung.



Das Ghetto Minsk war ein von den deutschen Besatzungstruppen abgeriegelter Stadtbezirk, in dem sie zuerst die jüdische Einwohnerschaft von Minsk und später auch deportierte Juden aus deutschen Städten gefangen hielten („Sonderghetto“). Um Platz für diese Neuankömmlinge zu schaffen, hatte die SS zunächst Tausende sowjetische Juden ermordet. Diejenigen, die man trotz katastrophaler Lebensbedingungen als "arbeitsfähig" betrachtete, wurden aus dem Ghetto zu Zwangsarbeiten abkommandiert.

Als die deutsche Wehrmacht Ende Juni 1941 Minsk besetzte, hielten sich noch etwa 75.000 Juden in der Stadt auf, von denen die große Mehrzahl ins Ghetto deportiert wurde. Nachdem zunächst vor allem nicht arbeitsfähige Personen von den Deutschen umgebracht worden waren, verblieben bis zum August 1942 weniger als 9000 Menschen im Ghetto. Dieses wurde am 21. Oktober 1943 nach der Ermordung der letzten Insassen aufgelöst. Überlebende gab es kaum. Da viele Gebäude inzwischen renoviert bzw. neu aufgebaut wurden, war nicht mehr viel von dem damaligen Erscheinungsbild des Ghettos zu erkennen. Vor Kriegsbeginn gab es in Minsk über 70 Synagogen, die jedoch zerstört wurden. Heute sind nur noch wenige Synagogen aktiv.

Insgesamt ist zu sagen, dass dieser Tag für mich einer der ergreifendsten Tage während der Exkursion gewesen ist.



© Vanessa Schmolke



© Vanessa Schmolke

## **Zeitzeugengespräch in der Geschichtswerkstatt mit Jakow Krawtschinskij**

### **Laura Klesper**

Am 24. September fand das Zeitzeugengespräch mit Jakow Krawtschinskij in den Räumen der Geschichtswerkstatt statt. Zum Gespräch selbst erschienen nicht nur die Teilnehmer der Exkursion, sondern auch Volontäre der Geschichtswerkstatt „Leonid Lewin“, die die Exkursionsgruppe schon in den Tagen zuvor begleitet hatten.

Das Gespräch wurde von drei Exkursionsteilnehmer\*innen geführt, die zuvor in Arbeitsgruppen die Fragen an den Überlebenden des Minsker Ghettos vorbereitet hatten und als Repräsentanten der Gruppe nun an dem Gespräch teilnahmen. In den Gruppenarbeiten ging es nicht nur darum, jeweils drei Fragen an Herrn Krawtschinskij herauszuarbeiten, sondern dabei auch zu berücksichtigen, was von der Leiterin der Geschichtswerkstatt, Iryna Kashtalian, als Hinweise für den Umgang mit Zeitzeugen im Voraus mit auf den Weg gegeben wurde. Es gestaltete sich durchaus komplizierter als gedacht, Fragen zu formulieren, die offen genug sind, dem Interviewten einen großen Spielraum bei seinen Antworten zu ermöglichen, aber dennoch nicht so offen, so dass der Interviewte sich in allgemeinen Aussagen verliert und die Interviewer nicht die erhofften Antworten erhalten. Zusätzlich zu den Tipps im Umgang mit Zeitzeugen erhielten die Gruppen auch biographische Informationen über Herrn Krawtschinskij gereicht. Sie vermittelten einen Überblick über sein Schicksal, als Kind im Minsker Ghetto gelebt zu haben, gingen aber auch auf seine militärische Karriere in der Nachkriegszeit ein.

Der leicht zugige und ungeheizte Raum im alten Haus der Geschichtswerkstatt, das noch aus der Zeit des Ghettos stammt, war bis auf den letzten Platz gefüllt und Herr Krawtschinskij schien sichtlich erleichtert, angesichts so vieler Gäste und Zuhörer seine Übersetzerin Alina neben sich sitzen zu haben. Nach einer kurzen Ansprache des Zeitzeugen, in der er sich kurz vorstellte und einen Überblick über das Geschehen im Minsker Ghetto gab, begannen die Interviewer, ihre Fragen zu stellen.



Dabei ging es nicht nur um die Zeit im Ghetto, auch Aspekte zur Kindheit Jakow Krawtschinskijs, seine Einstellung zur jüdischen Religion sowie die Frage nach seinem 21 Jahre andauernden Militärdienst interessierten die Gruppen. Nach den insgesamt neun vorbereiteten Fragen bestand für das Plenum noch die Möglichkeit, eigene Fragen zu stellen.

Zum Schluss gab Herr Krawtschinskij der Gruppe noch seine Überzeugung mit auf den Weg, dass es drei Sorten Menschen gebe: die Guten, die Schlechten und solche, die beeinflussbar seien. Seiner Meinung nach gehörten wir als seine Zuhörer zu den guten Menschen. Er hoffe, dass wir Geschichten wie die seinige weiter verbreiten, damit es in Zukunft weniger schlechte Menschen gebe und sich ein Schicksal wie seines nicht wiederholen möge.



© Dzmityr Zharyn

## **Die Wanderausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ in der Nationalbibliothek Minsk**

### **Nikola Bigge**

Am Dienstag, 25.9., machten wir uns, begleitet von Aliaksandr Dalhouski, auf den Weg zur Minsker Nationalbibliothek. Dort wird bis Ende Februar 2019 die Wanderausstellung „Vernichtungsort Malyj Trostenez. Geschichte und Erinnerung“ gezeigt, die das Ergebnis einer internationalen Zusammenarbeit von Historikern aus Belarus, Deutschland, Österreich und Tschechien ist. An der Planung und Gestaltung waren unter anderem das Deutsch-Russische Museum Berlin-Karlshorst, die Berliner Gedenkstätte Topographie des Terrors, das Jüdische Museum in Prag, die Gedenkstätte Theresienstadt, das Belarussische Museum für die Geschichte des Großen Vaterländischen Kriegs und der Verband der jüdischen Organisationen und Gemeinden in Belarus beteiligt. Die Initiative ging von einer deutsch-belarussischen Gruppe aus, die sich zum Ziel gesetzt hat, den Vernichtungsort Malyj Trostenez und deren Opfer in das Bewusstsein der belarussischen und westeuropäischen Öffentlichkeit zu bringen. Malyj Trostenez, heute ein Vorort von Minsk, war zwischen 1942 und 1944 der größte Vernichtungsort der Nationalsozialisten auf dem Gebiet der besetzten Sowjetunion. Die Opfer waren vor allem deutsche, belarussische, österreichische und tschechische Juden, aber auch Partisanen, Zivilisten und Widerstandskämpfer. Die offiziellen Opferzahlen schwanken zwischen 60.000 und 200.000 Getöteten, die genaue Zahl ist nicht bekannt.

Aliaksandr Dalhouski war selbst an der Konzeption der Ausstellung beteiligt und konnte uns so nicht nur durch die Ausstellung führen, sondern auch Einblicke in deren teils komplizierte Planung geben. Diese Schwierigkeiten kann man am Beispiel der Benennung der Opferzahlen sehen: in der Ausstellung wird von 206.500 in Malyj Trostenez Ermordeten gesprochen, was der offiziellen sowjetischen und belarussischen Zählung entspricht. Andere Historiker gehen inzwischen eher von 60.000 Opfern aus. Dieser Streitpunkt mag für Historiker wichtig sein, wird für die Besucher der Ausstellung aber eher unwichtig, wenn sie mit den dort präsentierten persönlichen Schicksalen konfrontiert werden und erahnen können, was dieser Vernichtungsort für die einzelnen Menschen bedeutete.

Die Ausstellung gibt einen Überblick über den Vernichtungsort Malyj Trostenez und andere damit verbundene Vernichtungsorte, wie den Wald von Blagowschtschina, und das Minsker Ghetto. Außerdem widmet sie sich den Tragödien einzelner Opfer. Es werden sieben Personen vorgestellt, die in Malyj Trostenez ermordet wurden. Diese biographischen Skizzen sollen stellvertretend das Leiden der Opfer des NS-Regimes in Belarus darstellen.

Ein weiterer Abschnitt der Ausstellung ist dem Umgang mit den Verbrechen, dem Vernichtungsort und der Erinnerung an die Opfer nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Belarus und in Deutschland gewidmet. Dabei wird einerseits über den Versuch der juristischen Aufarbeitung in Deutschland in den 1960er Jahren informiert, sowie über die Pflege der Erinnerungskultur bezüglich der Opfer des NS-Terrors in Belarus und Europa, unter anderem in Form von Gedenkstätten und Denkmälern.

Wer sich die Ausstellung in Deutschland gerne (noch einmal) ansehen möchte, kann sie vom 13. November bis 2. Dezember 2018 im Landtag NRW in Düsseldorf besuchen.



© Gero Wollgarten



© Gero Wollgarten



## Die Psychiatrische Klinik in Mogilew

### Alisa Killdau

Zum ersten Mal in dieser Woche empfing uns am Mittwoch, 26.9., ein wolkenloser Himmel und fast angenehme Temperaturen, als wir bei der Psychiatrischen Klinik von Mogilew aus dem Bus stiegen. Hier waren vor über 70 Jahren grausame Morde an Patienten verübt worden. Nichts an dieser Klinik ließ erkennen, dass an diesem Ort einst Menschen gequält, getötet und zu Tode gehungert wurden. Noch heute wird die Einrichtung als psychiatrische Klinik genutzt, und wie eine solche sieht sie auch aus. Lediglich das Denkmal für die damaligen Opfer gibt einen Anhaltspunkt darauf, was an diesem Ort einst geschah. Trotz dieser alltäglichen Normalität beschlich wohl nicht wenige von uns ein beklemmendes Gefühl, als wir über das Gelände liefen.

Das Gefühl verstärkte sich, als wir alle uns vor dem Denkmal versammelten. Es handelte sich um einen mannshohen Metallklotz, in den der Umriss eines nach oben schauenden Menschen und ein Quadrat über dessen Kopf eingearbeitet waren. Eine Darstellung, die genug Platz für Interpretationen bietet und emotional berührt. Später sollten wir noch in einem persönlichen Gespräch den Künstler dieses Denkmals, Aliksandr Min'kou , kennenlernen. Seine Idee des Werks: Eine verletzte Seele, die durch ein Fenster in den Himmel aufsteigt. Sein Vorschlag wurde unter Einsendungen aus ganz Belarus ausgewählt. Hinter dem Denkmal waren zwei Informationstafeln angebracht worden, jeweils in Deutsch und Belarussisch. Wie Aliksandr Dalhouski, der uns begleitende Mitarbeiter der Minsker Geschichtswerkstatt bemerkte, konnte man am Umfang der Texte erkennen, dass diese ausnahmsweise von Historikern verfasst worden waren.

Besonders emotional wurde es, als er uns eine Filmsequenz auf seinem Laptop zeigte, die bei den Nürnberger Prozessen als Beweis Verwendung gefunden hatte und hier aufgenommen worden war. Es war nur ein kurzer Ausschnitt, gerade einmal eine Minute, doch die kurze Aufnahme reichte aus, um das Gefühl der Beklemmung zu maximieren. Sie zeigte Momentaufnahmen von den Verbrechen, abgemagerte Menschen, die auf den Tod vorbereitet wurden. Zum Teil ließ sich genau nachvollziehen,



an welcher Stelle die Aufnahmen gemacht worden waren. Einschusslöcher in der Außenwand des Gebäudes vor uns lieferten weitere Belege: Hier waren schutzlose und hilfsbedürftige Menschen umgebracht worden.

Der Besuch der Psychiatrischen Klinik war nur kurz und der Weg nach Mogilew war weit. Dennoch war es eine besondere Erfahrung, an dem Ort zu stehen, von dem man zuvor nur gelesen hatte und die Dinge zu sehen, über die man vorher nur gesprochen hatte. Es macht Geschichte zu etwas Realem, zu mehr als bloßen Worten und Phrasen.



© Gero Wollgarten





© Milena Rabokon

## **Eine Stadtführung durch Mogilew**

### **Jonathan Seim**

Im April 1942 kam es zu einer verheerenden Überflutung von Mogilew. Ein eigentlich kleiner Fluss hatte sich aufgrund von Kriegsschäden enorm angestaut und suchte sich in reißenden Strömen seinen Weg mitten durch die Stadt, tötete 2000 Menschen und zerstörte 130 Häuser. Dies hätte eine große Tragödie für die hiesige jüdische Gemeinde sein können, die in einem Ghetto im betroffenen Gebiet am Fluss angesiedelt war. Doch im Frühjahr '42 war von ihr kaum mehr ein Mitglied übrig und die Flut bekam höchstens die zurückgelassenen Heime zu fassen. Die jüdischen Bewohner waren größtenteils bereits ermordet und verscharrt in Massengräbern. Das Ghetto war Ende 41 weitestgehend durch zwei Vernichtungsaktionen der Deutschen aufgelöst worden. Im Volksmund wird die Flut als eine Rache für die Verbrechen der Nazis bezeichnet.

Es ist Mittwoch der 26.9., unsere Gruppe ist zu einer Besichtigung nach Mogilew gekommen. Wir stehen auf einer großen, weiten Wiese am Rande der kleinen Stadt, man vernimmt nur den Autolärm der nahegelegenen Schnellstraße. Außer uns ist hier keiner. Bis auf sehr vereinzelt Häuser und eine seltsam deplatziert wirkende kleine Straße ist die Fläche frei. Nur ein Auto mit aufheulendem Motor überrascht uns hier. Aliaksandr Litin erzählt uns, dass sich hier früher der jüdische Bezirk befand, dass es hier pulsierendes, jüdisches Leben gab. Von alten Skizzen, Gemälden und Fotos, die er uns entgegenhält, bekommen wir nur einen schwachen Eindruck. Heute ist hier alles leer. Keiner der Bewohner ist je heimgekehrt und hat sein Heim wiederaufgebaut.

In offiziellen Dokumenten wird die Anwesenheit von Juden Anfang des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnt. Kurz darauf erhielt Mogilew das Magdeburger Recht, sodass die Geschäfte der Stadt und mit ihr auch die der jüdischen Bevölkerung florierten. Letztere bestand zu dem Zeitpunkt größtenteils aus Händlern, Kaufleuten und Handwerkern, von denen sich immer mehr ansiedelten. Obwohl das Leben im Großen und Ganzen friedlich verlief, kam es auch in dieser Stadt immer wieder zu Konflikten, die vor allem ökonomische Gründe hatten. Mit zumeist unbegründeten Anschuldigungen

wollte die überwiegend christliche Bevölkerung den Einfluss der jüdischen Gemeinde mindern.

Wieder auf der Wiese. Links von uns erhebt sich ein steiler Hügel, dessen Grasfläche zum Herunterrollen einlädt. Rechts von uns schlängelt sich ein glitzernder Fluss durch die Landschaft. Der Himmel ist blau, die Sonne scheint und es ist warm. Eigentlich ein recht schöner Ort. Wir erfahren von Aliaksandr Litin, dass der Hügel vor uns ein Wall war, auf welchem sich im 17. Jahrhundert die Stadtmauer entlang zog. Er grenzt die leere Wiese, damals das jüdische Viertel, scharf von der Stadt ab. Nachdem die Konflikte mit den christlichen Stadtbewohnern zugenommen hatten, wurde verfügt, dass es Juden nicht mehr erlaubt sei, innerhalb der Stadtmauern Grundstücke zu besitzen oder Geschäfte zu betreiben. Die jüdische Bevölkerung musste vor die Stadtmauern an die Ufer des Flusses ausweichen. Offenkundig endeten damit die Konflikte nicht. 1645 griff ein bewaffneter Mob, angeführt vom Bürgermeister der Stadt, die Juden an, welche zu dem Zeitpunkt am Fluss ein religiöses Ritual abhielten. Viele wurden verletzt, aber wohl keiner getötet. Zwar wurde das Geschehene vor Gericht gebracht, doch der Prozesstag wurde auf den Schabbat gelegt, um es den Juden unmöglich zu machen, zum Prozess zu erscheinen. Der Bürgermeister und seine Helfer wurden für ihre Taten nie belangt.

Wie so viele Städte dieser Gegend unterstand auch Mogilew in der Geschichte verschiedenen Herren. Einige überließen die Juden sich selbst, andere – wie der polnische König – beschützten sie sogar vor Repressionen der kommunalen Administration, wieder andere – wie der russische Zar – diskriminierten und verfolgten sie. Es ist eine traurige Geschichte von ständiger Verfolgung und mühsamen Wiederaufbau. Tatsächlich machte um 1900 die jüdische Bevölkerung etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Stadt aus, es gab knapp 40 Synagogen und Gebetshäuser. Doch auch wenn die jüdische Gemeinde es selbst nach großen Pogromen immer wieder schaffte, auf die Beine zu kommen – nach der Vernichtung durch die Nazis blieb diese Revitalisierung aus. Die meisten Mitglieder waren tot, und die wenigen, die überlebt hatten, kehrten nie wieder heim. Heute leben in Mogilew je nach Zählung maximal wenige tausend Juden und es gibt nur noch eine aktive Synagoge.



Eigentlich ein schöner Ort. Mitunter erscheint die Idylle eines Ortes, welche das vergangene Leid und die damaligen Grausamkeiten so gar nicht widerspiegelt, als ein zusätzlicher Hohn. Die Sonne interessiert es nicht, was in ihrem Licht geschieht. Wie sollte es auch. Und die Welt dreht sich unbekümmert weiter. Und so bleibt es an den Menschen, die flüchtige Geschichte ihres Handelns nicht dem Vergessen anheimfallen zu lassen, sondern zu bezeugen. Doch an Spuren und Zeugnissen jüdischen Lebens gibt es in Mogilew nicht viel, es mahnen uns allein ein paar Plaketten und anderthalb Denkmäler. Die Deutschen waren in ihrer Vernichtung jüdischen Lebens so erfolgreich, dass auch die Erinnerung größtenteils aus dem Gedächtnis und dem Stadtbild verschwunden ist.

Letztlich reiht sich so auch Mogilew in die Geschichte vieler Weltgegenden ein, in welchen die Verfolgung der Juden zwar während der Zeit des Nationalsozialismus ihren traurigen Höhepunkt fand, aber schon Jahrhunderte zuvor ihren grausamen Anfang nahm. Die Flut – sie war auch eine Rache an der Stadt, welche eine Gruppe von Mitbürgern immer wieder aus ihrer Mitte verstieß.



© Frederik Tillmann



© Aliaksandr Litin

## Jüdisches Leben in Mogilew und das Ghetto von Mogilew

### Florian Weber

Mogilew ist die drittgrößte Stadt in Belarus, außerdem Bezirkshauptstadt des Gebiets Mogilew. Die Stadt wurde im dreizehnten Jahrhundert an einer Flussbiegung des Dnjepr gegründet. Der erste Hinweis auf jüdisches Leben in Mogilew stammt vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten etwa 25.000 Juden in der Stadt, die etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachten. Während der Sowjetzeit waren viele Juden in Mogilew Handwerker, andere waren Arbeiter in Fabriken oder Angestellte in sowjetischen Institutionen. Darüber hinaus gab es in Mogilew mehrere jiddische Schulen. Im Januar 1939 lebten 19.715 Juden in der Stadt, die 19,8 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. Ab September 1939 kamen mehrere hundert jüdische Flüchtlinge aus Polen in Mogilew an.

Als die Deutsche Wehrmacht am 22. Juni 1941 in die UdSSR einmarschierte, zogen die Führung der belarussischen Kommunistischen Partei und die Regierung nach Mogilew. Vielen Juden gelang es, Mogilew zu verlassen. Mogilew wurde am 26. Juli 1941 nach einer fünfundzwanzig Tage dauernden Schlacht von den Deutschen besetzt. Etwa 6.500-7.500 Juden aus der Stadt waren der Nazi-Besatzung nicht entkommen. In der zweiten Augushälfte 1941 wurden 80 Juden von Angehörigen des Einsatzkommandos 8 erschossen, unter dem Vorwand, sie hätten Anzeichen eines Widerstandes gegen die Besatzung gezeigt. Viele weitere Mordaktionen sollten folgen.

Im August 1941 wurde in Mogilew ein Ghetto eingerichtet. Innerhalb des Ghettos mussten sich die Juden mit Hilfe eines Judenrates selbst organisieren. Es gab Verbindungen zu Partisanen außerhalb des Ghettos, die jedoch von den Deutschen aufgedeckt wurden. Die meisten von Mogilews Juden wurden im Oktober 1941 bei zwei größeren Mordoperationen getötet. Die jüdischen "Spezialisten" (Facharbeiter) wurden bei diesen Massakern verschont und in ein Arbeitslager in der Fabrik Dimitrow am westlichen Stadtrand gebracht. Die Insassen dieses Lagers wurden zwischen Oktober 1941 und September 1943 ermordet. Im September 1943 wurden 120 verbleibende

Lagerinsassen nach Minsk überführt. Danach war das jüdische Leben in Mogilew praktisch ausgelöscht. Das durch das Einsatzkommando 8 in Mogilew errichtete Ghettogebiet konnte größtenteils der Stadtverwaltung zurückgegeben werden.

Obwohl viele Details bis heute noch unklar sind, gibt es Theorien, dass die SS im Herbst 1941 vorhatte, zumindest einige europäische Juden nach Mogilew zu schicken, um sie dort zu töten. Mogilew war dabei nur eine von mehreren Möglichkeiten; Lodz, Minsk und gehörten zu den Orten dieser Überlegungen. Es scheint, dass die Pläne für ein Todeslager in Mogilew schließlich überflüssig wurden, da andere Tötungsstätten in Betrieb genommen wurden.

Mogilew wurde am 28. Juni 1944 von der Roten Armee befreit. Heute erinnert ein Gedenkstein an die Opfer des Ghettos und der Besatzung.





© Frederik Tillmann



© Gero Wollgarten

## **Besuch bei einer Initiative für das Gedenken an die Juden in Mogilew**

### **Martin Heiter**

Nachdem Ida Shenderowitsch und Aliaksandr Litin uns durch Mogilew geführt hatten, trafen wir die beiden am frühen Abend wieder in einem Raum der jüdischen Gemeinde, wo bereits Knabbergebäck und Getränke für uns vorbereitet waren. Zum Abschluss des Tagesprogramms wollten wir von ihnen mehr über ihre Arbeit und die jüdische Gemeinde in Mogilew erfahren.

Frau Shenderowitsch erzählte von der jüdischen Gemeinde, von deren sozialen Leistungen viele Mitglieder profitieren. Es ist eine kleine Gemeinde, die nur eineinhalb feste Mitarbeiter-Stellen hat und daher auch auf ehrenamtliche Arbeit angewiesen ist. Nach der Frage, wie viele Juden heute in Mogilew leben, problematisierte sie die Definition, wer denn jüdisch sei. Die Zahlen variieren je nachdem, ob man sich am israelischen Staatsbürgerrecht orientiert, an den staatlichen Zahlen, an der Anzahl derer, die sich selbst so identifizieren, oder an den Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaften.

Eine der größten Aufgaben schien für Frau Shenderowitsch die Restauration eines jüdischen Friedhofs mit über 400 Grabsteinen zu sein. Durch ein neues Gesetz, das die Entfernung aller alten, zerfallenen und ungepflegten Grabsteine fordert, ist der Friedhof bedroht. Zwar gibt es die Zusage der Stadt Mogilew, dass der Friedhof vorerst nicht abgerissen werden soll, dennoch versucht die Gemeinde, den Friedhof zu restaurieren und zu pflegen, damit er nicht mehr von besagtem Gesetz betroffen ist. Dafür sind sie auf ehrenamtliche Arbeit und Spenden angewiesen. Außerdem wird versucht, den Friedhof unter Denkmalschutz stellen zu lassen, wobei die Erfolgschancen ungewiss sind.

Herr Litin berichtete über seine Arbeit an einer vierbändigen Buchreihe über die jüdische Gemeinde von Mogilew. Hierfür hat er bereits mehr als 100 Menschen interviewt und setzt diese Tätigkeit noch weiter fort. In diesem Zusammenhang begegnete er einer Frau, die während des Zweiten Weltkriegs dabei gewesen war, als in Mogilew

Tötungsversuche mit Motorabgasen durchgeführt wurden. Aufgrund ihrer Schilderung konnte die Geschichte dieser Verbrechen weiter aufgeklärt werden.

Am Ende unseres Besuches stand ein Gespräch mit dem Bildhauer Aliaksandr Min'kou , der sichtlich überrascht von dieser Einladung war. Von ihm stammt die Skulptur zur Erinnerung an die Opfer der Psychatriemorde in Mogilew. Zu Anfang etwas überrumpelt strahlte Aliaksandr Min'kou bald vor Freude und schien glücklich, dass wir Interesse für seine Skulptur zeigten und er darüber erzählen konnte. Den Entwurf für sein Denkmal hatte er am letzten Tag des Wettbewerbs eingereicht, ohne sich große Hoffnungen zu machen, und auch bald seine Teilnahme vergessen. Er war damals umso überraschter, als er erfuhr, dass er den Wettbewerb gewonnen hatte.

Er war wohl der einzige Bewerber gewesen, der sich sichtlich vom Stil der sowjetischen Denkmäler, wie man sie noch häufig in Belarus findet, entfernt hatte. Übersetzt bedeutet der Name des Denkmals „Ein Schluck Luft“. Es zeigt eine Gestalt in einem vertikalen Rechteck, die zu einem kleinen Quadrat rechts über ihrem Kopf zu blicken scheint. Der Bildhauer erläuterte seine Idee, mit dem Rechteck den geschlossenen Raum und die Ausweglosigkeit für die Opfer zu symbolisieren. Das kleine Quadrat oben rechts solle ein Fenster darstellen, durch das die Seele entweichen kann. Dennoch forderte er alle auf, seine Skulptur selbst zu deuten, da alle eine eigene Weltsicht haben und es ohne Menschen auch keine Welt gäbe. Zum Schluss bot er an, ihm bzw. seiner Arbeit auf Facebook und Instagram zu folgen.

Unser Besuch in Mogilew hatte länger gedauert als geplant. Es dunkelte bereits, als wir uns schließlich von den Dreien verabschiedeten, um die dreistündige Rückfahrt nach Minsk mit dem Bus anzutreten.



© Gero Wollgarten



## **Das „Belarussische Staatliche Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges“**

### **Max Kasch**

Das „Belarussische Staatliche Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges“, das die Exkursionsteilnehmer\*innen am Donnerstag, 27.9. besuchten, ging 1944 aus der Ausstellung „Belarus lebt, Belarus kämpft, Belarus war und wird sowjetisch sein“ hervor. Durch die Dauerausstellung des Museums soll die offizielle staatliche Sicht auf die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges vermittelt werden. Dass diese Version der Geschichte nach wie vor im Gewand der Propaganda erscheint, sollte nach einem ersten Blick auf den 2004 errichteten Neubau des Museums wohl keine Überraschung mehr darstellen. So steht vor dem Gebäude der Obelisk der „Heldenstadt“ Minsk, dessen Plakette neben einem Gedenktext Sowjetinsignien und ein Leninporträt schmücken. Symbole, die nach wie vor die staatliche Macht historisch untermauern und legitimieren sollen. Auf dem Dach des Museums weht weiterhin sichtbar die Fahne der Sowjetunion. Ein Vorgeschmack darauf, dass auch das Innere des Museums den Anschein erweckt, als wären die letzten 30 Jahre spurlos an diesem Ort vorbeigegangen.

Das Gefühl, plötzlich in eine alternative Zeitlinie hineingeworfen zu sein, wird bereits durch das Äußere des Museumsgebäudes wachgerufen und verhärtet sich während des Gangs durch die Ausstellung bis zur Unerträglichkeit. Die unzeitgemäße Ästhetik allein wirkt bereits als Anachronismus, doch die geschickt platzierten Hinweise, dass das Dargestellte in einer Kontinuität mit der Gegenwart steht, erzeugen erst recht den Eindruck, dass man es bei den Exponaten nicht mit Zeugnissen einer abgeschlossenen Vergangenheit zu tun hat, sondern vielmehr mit Relikten einer bis heute ambivalenten und politisch instrumentalisierten Geschichte.

Schon beim Betreten des Foyers wurden wir mit diesem Zwiespalt konfrontiert: Auf der rechten Seite befindet sich ein Souvenirshop, in welchem nützliche Mitbringsel von Uniformen der Roten Armee bis hin zu Stalin-Porträts erworben werden können. Auf der linken Seite werden den Besuchern Videobilder der diesjährigen Parade zum 9. Mai

aufgenötigt. Bevor die Führung durch die Ausstellung im ersten Saal begann, wies unser Dolmetscher uns darauf hin, dass wir unsere Handys ausschalten mögen. Es solle schließlich keine Unterbrechung erfolgen „wenn von Helden gesprochen wird“. Auch er wirkte überrascht, als sich gegen Ende des Rundgangs herausstellte, dass die Museums-Angestellte, die uns durch die Ausstellung führte, fließend deutsch sprach. Es kann vermutet werden, dass sie nicht bloß aus Gründen der Einfachheit oder des Ausdrucks das Russische bevorzugte, denn Bemerkungen und kritische Kommentare, die wir untereinander austauschten, wurden stets sehr schnell in ihren Vortrag berücksichtigt, und an der einen oder anderen Stelle half sie auch bei der Übersetzung ihrer eigenen Rede aus.

Die Führung durch das Museum begann im größten Saal des Museums, der mit altem sowjetischem Kriegsmaterial zugestellt war und das Zentrum der Ausstellung bildete. Mit leidenschaftlicher Genauigkeit wurden die technischen Details der Kriegsausrüstung vorgestellt und somit das alte Narrativ der überlegenen sowjetischen Technik bedient. Anschließend widmen sich kleinere Räume der Schilderung des Kriegsgeschehens ab 1942. Durchweg wird die Geschichte dabei dem Begriffspaar „die (sowjetischen) Helden“ – „der Feind“ unterworfen. Besonders die umfassende Veranschaulichung des Heldenbegriffs zeichnet diesen Teil der Ausstellung aus. So werden einerseits die Soldaten der roten Armee durch Heldenbüsten geehrt und ihre Ausrüstung in Schaukästen ausgestellt, andererseits widmet sich ein Großteil des Gezeigten der „Heimatfront“. Die üblichen Milieus der Bauern und Industriearbeiter werden als maßgebliche Stützen des Krieges herausgestellt. Ihre tatsächlichen Lebensverhältnisse werden dabei von Propagandaplakaten aus der Zeit des Stalinismus überdeckt. In derselben Weise wird das Standbild eines kleinen Jungen vorgestellt, der angeblich aus Liebe für sein Vaterland unermüdlich Munition für die Front produziert. Unerwähnt bleibt, dass das Arbeitsalter während der Kriegszeit drastisch abgesenkt wurde. Die Absicht, einen für breite Identifikation zugänglichen Heldenbegriff zu schaffen, lässt nicht nur an dieser Stelle die tatsächlichen historischen Gegebenheiten außen vor. Im Allgemeinen scheinen die Menschen in den 40er Jahren - der Ausstellung nach zu urteilen - keine Persönlichkeit neben ihrer patriotischen Pflichterfüllung besessen zu haben. Oft wurde darauf hingewiesen, dass sich in einem Schaukasten persönliche

Gegenstände von Soldaten finden lassen. Bei näherem Blick war letztlich doch nur für den Krieg benötigte Ausrüstung wie Munitionstaschen, Ferngläser oder Pistolenhalter zu sehen. So wurde auch gesondert darauf aufmerksam gemacht, dass bei der deutschen Offensive 70 Prozent des sowjetischen Kriegsgerätes zerstört wurden. Ein Detail, das natürlich nicht als Zeichen der Schwäche verstanden werden soll, sondern wie jede Erwähnung von militärischen Rückschlägen und dem Leiden der belarussischen Bevölkerung bloß die heldenhaften Anstrengungen dieser Zeit besonders hervorheben soll.

Nachdem die Technik des Sowjetstaates und die Aufopferungsbereitschaft seiner Bürger in den Begrifflichkeiten der alten Propaganda vorgestellt wurden, führte uns der Weg in einen Raum der sich der Zeit der deutschen Besatzung widmet. Den einleitenden Worten nach zu urteilen brachte die Besatzung eine „Neue Ordnung“ die sich gegen die friedliche Bevölkerung, vor allem jedoch gegen den Sowjetstaat richtete. Bemerkenswerterweise veränderte sich das Vokabular und es wurde nicht mehr von „dem Feind“, sondern von „den Faschisten“ gesprochen. Zumindest ein implizites Zugeständnis an die Tatsache, dass die nationalsozialistische Besatzung auf Kooperation mit der örtlichen Bevölkerung angewiesen war. Der Teil der Ausstellung, der sich der Kollaboration widmet, wäre aber wohl nicht Teil der Führung gewesen, hätte es aus unserer Gruppe nicht eine Nachfrage zu dem entsprechenden Schaukasten gegeben. Ein Umstand, der den inneren Widerspruch des Museums illustriert, einerseits die Geschichte des 2. Weltkriegs zumindest halbwegs glaubhaft darstellen zu können, andererseits der offiziellen Version dieser Geschichte nicht zu widersprechen. Neben der Aufarbeitung der Kollaborationen ist besonders der Umgang mit der Geschichte des Holocaust von dieser Ambivalenz gekennzeichnet. Eine Geschichtsschreibung, die allen Opfergruppen, insbesondere der jüdischen gerecht wird, scheint, wenn überhaupt, gerade erst ihren Anfang zu nehmen. Noch ist das alte sowjetische Narrativ vorherrschend und es ist bloß in allgemeiner Form die Rede von durch den Nationalsozialismus vernichteten Menschen. So trägt auch die ausgestellte Kleidung eines Auschwitzinsassen ein rotes Dreieck und verdeutlicht, welche Opfergruppe im Mittelpunkt steht. Dennoch weist ein in einer abgelegenen Ecke aufgestelltes Schaubild zum Andenken an die jüdischen Opfer auf Inkonsistenzen der offiziellen

Geschichtsschreibung hin, und auch während der Führung wurde mehrmals darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Teil der Ausstellung noch nicht vollständig ist. Ob sich hier ein ernsthafter Wille zur Aufarbeitung der Geschichte äußert oder dieses Zugeständnis bloß diesen Anschein erzeugen sollte, kann wohl nur der Lauf der nächsten Jahre zeigen.

Die leise Hoffnung, dass die nicht aufgearbeiteten Teile der Geschichte einen Anlass geben könnten auch die anderen Teile der Ausstellung nach und nach vom Moder der überkommenen Staatspropaganda zu befreien, wurde jedoch schon beim Betreten des nächsten Raumes im Keim erstickt. Nachdem uns Gemälde belarussischer Künstler gezeigt wurden, die die Leiden der Besatzungszeit darstellen und „keinen belarussischen Patrioten gleichgültig lassen können“, wurden in aufwändigen Schaubildern die „heldenhafte“ Gegenoffensive der roten Armee und die Befreiung Belarus in Szene gesetzt. Letztlich wirkte jedoch die gesamte Ausstellung wie eine Vorbereitung für das Betreten des letzten Raumes, der den Namen „Saal des Sieges“ trägt. In einer lichtdurchfluteten Halle sind auf weißem Marmor die Namen der Gefallenen des Krieges in goldenen Lettern angebracht. In Anbetracht der Tatsache, dass im Zweiten Weltkrieg ein Viertel der Bevölkerung von Belarus umkam, liegt eine psychologische Deutung des Pathos' der Ausstellung nahe. Tod und Andenken erhalten hier ihren eigenen Raum. Das Trauma des Krieges mit so vielen Toten soll nach dem vorangehenden Fokus auf „Heldengeschichten“ zumindest einen Teil der ihm anhaftenden Unverständlichkeit und Sinnlosigkeit verlieren. Dass die Geschichte durch einen solchen Umgang mit dem Kriegstrauma verzerrt und nicht aufgearbeitet wird, scheint als das geringere Übel hingenommen zu werden.





© Vanessa Schmolke



© Gero Wollgarten

# Die Darstellung von Malyj Trostenez im Museum des Großen Vaterländischen Krieges in Minsk

## Gero Wollgarten

Malyj Trostenez ist ein Kristallisationspunkt der belarussischen und europäischen Erinnerungen an die deutschen Verbrechen des Zweiten Weltkriegs. Es ist sowohl ein räumlich komplexer Erinnerungsort<sup>1</sup>, da sich hinter der Ortsbezeichnung insgesamt drei Orte verbergen, als auch kontrovers in Bezug auf die angenommenen Opferzahlen. An ihm lassen sich unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten eines Ortes im Kontext nationaler Erinnerungen veranschaulichen. Sowohl für Belarus als auch für Österreich ist er von herausragender Bedeutung. In der staatlichen Geschichtsschreibung von Belarus verkörpert er das Martyrium der belarussischen Bevölkerung. Für Österreich ist der Ort wichtig, da es der Deportations- und Vernichtungsort mit der höchsten Zahl österreichischer Opfer ist. Diese unterschiedlichen Bedeutungen und Deutungen des Vernichtungsortes zeigen sich auch an den unterschiedlich angegebenen Opferzahlen. Während vom belarussischen Staat und staatlichen Institutionen stets die Opferzahl der Außerordentlichen Staatlichen Kommission (ČGK)<sup>2</sup> von insgesamt 206.500 Opfern angegeben wird, gehen die deutschen Historiker\*innen Petra Rentrop und Christian Gerlach von etwa 60.000 Opfern aus. Die ČGK diskutierte 1944 sogar Opferzahlen von bis zum 500.000 Opfern, legte sich aber in ihrem Abschlussbericht zu Malyj Trostenez auf 206.500 Opfer fest.

Zusätzlich zur Kontroverse um die Opferzahlen verbergen sich hinter der Bezeichnung Malyj Trostenez drei unterschiedliche Orte, die jeweils ihre eigenen Spezifika haben. Es ist zum einen die ehemalige Karl-Marx-Kolchose in der Nähe der namensgebenden Ortschaft Malyj Trostenez, die der Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD im sog. „Weißruthenien“, Eduard Strauch, zu einem Arbeitslager umwandelte. Der zweite

---

1 Nach der Definition von: Pierre Nora, *Lieux de Memoire*, 2005.

2 „Außerordentliche Staatliche Kommission für die Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Aggressoren und ihrer Komplizen, und des Schadens, den sie den Bürgern, Kolchosen, öffentlichen Organisationen, staatlichen Betrieben und Einrichtungen der UdSSR zugefügt haben“, russisch: Чрезвычайная Государственная Комиссия.

Ort ist Blagowschtschina, eine etwa einen Kilometer vom Arbeitslager entfernte Lichtung im Wald, an dem Massenerschießungen stattfanden. Zum Ende der deutschen Besatzung wurde unweit des Lagers ein improvisiertes Krematorium in einer Erdgrube errichtet. Dieser dritte Ort trägt die Bezeichnung Schakowka.

Wie geht nun das staatliche Museum der Großen Vaterländischen Krieges mit diesem komplexen Erinnerungsort um? Wie stellt es ihn dar? Geht es auf die Kontroverse um die Opferzahlen ein? Wie werden die unterschiedlichen Opfergruppen repräsentiert? Wie viel Raum wird überhaupt innerhalb der Ausstellung für Malyj Trostenez eingeräumt?

Der Vernichtungsort wird in Saal 6 „Nazi Okkupation in Belarus 1941-1943“ dargestellt. Hier wird er u.a. eingebettet in die Darstellung der deutschen Zivilverwaltung, belarussischer Kollaboration, Verschleppung von Ostarbeitern und des Umgangs mit sowjetischen Kriegsgefangenen unter deutscher Herrschaft. Hauptsächlich geht es um die Darstellung belarussischer Opfer der Okkupation. Wie die Darstellung der Kollaboration hierher passt, erschließt sich mir nicht. Auch jüdische Opfer, allerdings nur aus Belarus, werden hier explizit verbildlicht. Ein Monument stellt Umriss von Menschen dar, auf denen sich gelbe Sterne befinden. Dieses Monument ist beschriftet mit belarussischen Ortsnamen samt der Zahl der dort getöteten jüdischen Menschen. Europäische Juden finden an dieser Stelle keinerlei Erwähnung.

Malyj Trostenez wird in einem etwa drei Meter breiten Diorama dargestellt. Das Museum setzt im Diorama einzig auf Originalgegenstände, die 1944 von der ČGK aufgefunden und sichergestellt wurden. Vermutlich befinden sich die Gegenstände seit der Eröffnung des Museum 1944 in der Ausstellung. Es wird beispielsweise ein Stück Zaun mit Stacheldraht gezeigt, der Unterstand eines deutschen Wachpostens, die Strohschuhe eines Wachmanns und Holztrage zum Transport von menschlicher Asche.

Die Informationen über den Ort selbst sind sehr dürftig. Es wird lediglich das Jahr der Errichtung von Malyj Trostenez, die Opferzahl von 206.500 und die Herkunft der Opfer aus „der Sowjetunion besetzten westeuropäischen Staaten“ genannt. Erklärt das

Museum das Deutsche Reich also zu einem besetzten Staat oder wird die Tötung deutscher Juden (z.B. aus Hamburg und Düsseldorf) hier bewusst ausgeklammert? Zusätzlich wird Malyj Trostenez als viertgrößter Vernichtungsort nach Auschwitz, Majdanek und Treblinka eingeordnet. Welche Opferzahlen für die jeweiligen Vernichtungsorte angenommen werden, verrät die Ausstellung nicht. Insbesondere für Majdanek ist diese Einordnung fragwürdig, da hier die aktuelle Forschung eine Zahl von 78.000 Opfern annimmt.<sup>3</sup>

Auf unterschiedliche Opfergruppen wird nicht Bezug genommen. Alle Opfer werden, getreu dem sowjetischen Narrativ, als „Bürger“ dargestellt. Die Kontroverse über die Opferzahlen findet ebenfalls keinen Platz, obwohl die aktuelle Ausstellung erst 2014 in einem Neubau eröffnet wurde. Die Forschungen von Gerlach und Rentrop datieren auf 1999 bzw. 2011 und sollten den Wissenschaftler\*innen des Museums bekannt sein. Ebenso wird nicht auf die unterschiedlichen Orte Bezug genommen, obwohl diese selbst im wissenschaftlich zweifelhaften Bericht der ČGK differenziert werden.

Schlussendlich zeigt sich das Museum des Großen Vaterländischen Krieges im Umgang mit Malyj Trostenez mehr als „Rumpelkammer der Geschichte“ denn als seriöses Museum. Es wird auf die Darstellung von möglichst vielen originalen Gegenständen gesetzt, statt auf wissenschaftliche Qualität. Dass die Wissenschaftler\*innen des Museums durchaus zu differenzierteren Darstellungen fähig sind, zeigt sich in ihrer Beteiligung an der Wanderausstellung zu Malyj Trostenez. Schade, dass sie ihr Wissen und Können nicht in diesem Umfang im Museum einsetzen (können).

---

<sup>3</sup> Tomasz Kranz: Die Erfassung der Todesfälle und die Häftlingssterblichkeit im KZ Lublin. In: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (ZfG) 55 (2007), H. 3, S. 243.





© Gero Wollgarten



© Gero Wollgarten

## **Die Gedenkstätte Malyj Trostenez und der Vernichtungsort Blagowschtschina**

### **Vanessa Schmolke**

Am Freitag, den 28.9.2018 besuchten wir gemeinsam die Gedenkstätte Malyj Trostenez und im Anschluss daran den Vernichtungsort Blagowschtschina in der Nähe von Minsk. Unsere Führung begann in Malyj Trostenez an einer Tafel, auf der eine Übersicht über den heutigen Gedenkort zu sehen ist. Unser Guide, Dr. Aliaksandr Dalhouski von der Geschichtswerkstatt „Leonid Lewin“ in Minsk, erzählte uns, dass an dieser Stelle von 1941 bis 1944 ein Gut und Arbeitslager existierten. Den Wegweisern folgend betraten wir dann die „Straße des Todes“. Dieser Weg ist von Pappeln gesäumt und von Lagerhäftlingen angelegt worden. Von hier wurden sie später nach Blagowschtschina deportiert. Wir wurden zum ersten Denkmal geführt, das auf der linken Seite, von einem Zaun umgeben, zu sehen ist. Hier stand damals eine Scheune, in der am 30. Juni 1944, ein paar Tage vor der Befreiung von Minsk, 6500 Häftlinge erschossen und verbrannt worden sind. Die Außerordentliche Staatliche Kommission hatte hier nach dem Krieg die Überreste der Leichen gefunden. Der Zaun zeichnet dabei die Größe dieser Scheune nach.

Weiter der Straße folgend erreicht man eine weite, grüne Fläche, auf der Steinfundamente zu sehen sind. Diese weisen auf die Baracken des Lagers hin. Das originale Fundament steckt allerdings in der Erde. Das, was heute an der Oberfläche sichtbar ist, wurde künstlich nachempfunden. Nach links gewandt sieht man ein kleines Gewässer. Hier mussten die Häftlinge die Gaswagen säubern. Der Weg führt nach rechts an weiteren Barackenfundamenten vorbei. Im Hintergrund ist ein Wachturm erkennbar. Er wurde nachträglich, basierend auf den Aussagen von Überlebenden, errichtet. Heute weiß man jedoch, dass an dieser Stelle kein Wachturm gestanden hat. Rechts des Weges steht ein kleines Haus. Dieses ist bewohnt und hat nichts mit dem Erinnerungsort zu tun.

Man geht nun geradeaus auf ein riesiges Denkmal zu. Dies ist die „Pforte der Erinnerung“ und zeigt ein geöffnetes Tor, an dem Menschen mit leidvollem Gesichtsausdruck zu erkennen sind. Es entspricht in der Darstellung aber nicht immer den historisch verbürgten Gegebenheiten. So hat es, anders als auf dem Monument zu sehen, in dem Arbeitslager weder Stacheldraht noch Lagerkleidung gegeben. Überhaupt gab es auf dem Gelände nur wenig Überwachungspersonal. Damals war die Stadt noch weiter entfernt und es waren hauptsächlich westeuropäische Juden inhaftiert, die zum einen nicht wissen konnten, wohin sie flüchten sollten und zum anderen die Landessprache nicht beherrschten. Trotzdem ist es gelegentlich zu Fluchtversuchen gekommen.

Nun macht der Weg eine Biegung nach rechts auf weitere Gedenksteine zu. Hier sind die verschiedenen belarussischen Vernichtungsorte aufgelistet, außerdem finden sich Angaben darüber, wie viele Menschen dort jeweils getötet wurden. Während der deutschen Besatzungszeit war Malyj Trostenez der größte Vernichtungsort in ganz Belarus. Allerdings gibt es bis heute eine Kontroverse um die Opferzahl – die Angaben schwanken zwischen 206.500 (ermittelt durch die Außerordentliche Staatliche Kommission der Sowjetunion) und 60.000 Menschen (Schätzungen des deutschen Historikers Christian Gerlach).

Die letzte Station des Rundgangs über die Gedenkanlage sind zwei Waggons (keine Originale), die allerdings nachträglich hier abgestellt wurden, um eine Vorstellung davon zu geben, wie die Menschen hierher deportiert worden sind. Heute sind dort Erinnerungsgegenstände und Informationsmaterial untergebracht. Die Orthodoxe Kirche verfügt über den alleinigen Zugang zu diesen Waggons.

Nach der Besichtigung von Malyj Trostenez fahren wir mit dem Bus ein Stück weiter in den Wald von Blagowschtschina. Vor kurzem wurde hier eine Gedenkstätte nach Entwürfen des inzwischen verstorbenen Architekten Leonid Lewin fertiggestellt. Man steht zuerst auf einem weißen Kreis. Dieser symbolisiert die Hoffnung auf Leben, die die Häftlinge vielleicht noch hegten, als sie hier ankamen. Während diese mit Wagen ins

Innere des Waldes gefahren worden sind, geht der Besucher diesen Weg entlang, der hin und wieder von zwei grauen Wänden gesäumt wird. Man folgt dem Weg, bis man zu einem schwarzen Kreis kommt. Dieser steht für den Tod, der die Häftlinge hier erwartete. Sie mussten aussteigen und zwischen den Wachposten hindurch nach links gewandt auf eine Lichtung zugehen. Dort wurden sie von Erschießungskommandos getötet und in Gruben verscharrt. Vor dem Rückzug der Deutschen mussten Häftlingskommandos die Leichen wieder ausgraben und anschließend verbrennen, um die Spuren des Massenmordes zu verwischen. Auch die Häftlinge dieser Kommandos wurden anschließend ermordet.

Heute erinnern Schilder an Bäumen an der Weggabelung an die dort umgekommenen Wiener Juden. Auf den Schildern stehen die Namen einzelner Ermordeter, ihr Geburtsdatum, wann sie aus welchem Ort dorthin deportiert worden sind, und schließlich ihr Todesdatum. Auf der Lichtung sind Steinbeete eingelassen, die die einzelnen Gruben versinnbildlichen, an deren Rand die Menschen erschossen worden sind. Neben den Wiener Juden waren dies Tausende Juden aus Berlin, Hamburg, Bremen, Düsseldorf und Bonn.





© Milena Rabokon





© Gero Wollgarten



© Gero Wollgarten

## **Der Erinnerungsort Kurapaty bei Minsk**

### **Milena Rabokon**

Da ich bereits vor zwei Jahren an einer Exkursion nach Belarus teilgenommen habe, war ich sehr gespannt, wie sich einige Erinnerungsorte verändert oder weiterentwickelt haben und vor allem, welchen Platz diese nun in der belarussischen Erinnerungskultur einnehmen.

Am Freitag, 28. September, hat uns Aliaksandr Dalhouski, Historiker und wissenschaftlicher Referent in der Geschichtswerkstatt »Leonid Lewin«, nicht nur die Gedenkstätte Malyj Trostenez und den Erinnerungsort Blagowschtschina gezeigt, in denen europäische und belarussische Juden ermordet wurden, sondern auch ein Waldstück in Kurapaty.

Dieses Gebiet liegt etwa 10 Kilometer vom Zentrum der Stadt Minsk entfernt und schien mir ein unbeachteter Ort zu sein, da mir keine Beschilderung aufgefallen ist, die auf diesen Erinnerungsort hinwies. Andererseits wirkt Kurapaty auch etwas befremdlich, da die eigentliche Stille des bewaldeten Gebietes durch die Autobahn, die genau durch dieses Gelände verläuft, gestört wird. Entlang eines durch den Wald verlaufenden Pfads bis zu einer Anhöhe wurden Kreuze unterschiedlicher Größe aufgestellt, die an die Opfer der stalinistischen Repressionen erinnern sollen.

Im Zeitraum von 1937 bis 1941 erschossen Vertreter des NKWD (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten) vermeintliche Feinde in diesem Waldstück und verscharrten sie in Massengräbern. Die genaue Zahl der Opfer ist bis heute unbekannt, daher kursieren auch unrealistische hohe Schätzungen, wie etwa die Zahl von über 200.000 Toten allein in Kurapaty. Genauere Angaben zur Identität der Ermordeten können bis heute nicht gemacht werden, da die sowjetischen Behörden zahlreiche Gräber zerstören ließen. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die sowjetische Propaganda die Bevölkerung davon überzeugen wollen, dass es sich bei den hier Begrabenen um Opfer der deutschen Okkupation handele.

Erst die archäologischen Grabungen in den 1980er Jahren bestätigten, dass es sich bei den sterblichen Überresten um Opfer der stalinistischen Repressionen handelt. Daraufhin wurden Kreuze errichtet, um ihrer zu gedenken. Es werden weiterhin Kreuze von Angehörigen der Opfer, aber auch von verschiedenen Organisationen sowie Religionsgemeinschaften aufgestellt – unter anderem von der belarussischen Volksfront, die diesen Ort zu einem nationalen Erinnerungsort umgestaltet wissen möchte.

Hierbei finde ich es wichtig, dass bei der künftigen Nutzung darauf geachtet wird, dass dieser Ort nicht von einzelnen Akteuren für aktuelle politische Zwecke instrumentalisiert wird, die die historischen Hintergründe außer Acht lassen und den Opfern nicht gerecht werden. Denn genau das sollte ein Erinnerungsort bzw. eine Gedenkstätte sein – ein Ort, an dem würdevoll an die Opfer und ihr Leiden erinnert wird.







## **Besuch einer Schabbatfeier in der Gemeinde der Progressiven Juden, Minsk**

### **Elena Nicklaus**

Am Freitag, den 28.09.2018 waren wir zum Schabbat in der jüdischen Gemeinde der Progressiven Juden in Minsk eingeladen. Obwohl dieser Programmpunkt freiwillig war, haben alle Mitglieder der Exkursionsgruppe daran teilgenommen. An diesem Tag waren wir nicht die einzigen auswärtigen Gäste in der Synagoge. Zur Feier des Sukkotfestes waren noch weitere Gäste aus anderen Ländern angereist, die ebenfalls am Schabbat teilnahmen. Das Sukkot- oder Laubhüttenfest ist einerseits ein Fest der Ernte, andererseits wird dabei auch an den Auszug aus Ägypten und die darauf folgende Wanderung durch die Wüste erinnert. Daran gemahnen auch die namengebenden Laubhütten, die den Unterkünften während des Auszugs aus Ägypten nachempfunden sind.

Auf dem Fußweg von der Geschichtswerkstatt zur Synagoge haben wir uns noch ein Denkmal eines Widerstandskämpfers des Ghettos angesehen. Trotzdem waren wir etwas zu früh da und hatten so genügend Zeit, um uns umzuschauen und in Ruhe die Kippot für die Männer zu verteilen. Der Zeitzeuge, mit dem wir Anfang der Woche gesprochen hatten, war ebenfalls da, was uns alle sehr gefreut hat. Damit auch die nicht russischsprachigen Teilnehmer am Schabbat alles verstehen konnten, übersetzte der Rabbi seine Beiträge sowie die der anderen Sprecher ins Englische. Auch wenn das die Schabbatfeier deutlich verlängert hat, hat es uns als Gästen erlaubt, intensiver daran teilzunehmen und nicht nur Augenzeugen zu sein. Da weite Teile des Gottesdienstes auf Hebräisch stattfanden, fand ich es trotz der Übersetzung aus dem Russischen ins Englisch teilweise schwierig, dem Geschehen im Einzelnen zu folgen. Gerade dieses Gefühl der Unwissenheit hat mich nach Abschluss der Exkursion noch dazu bewegt, mich näher mit den Themen Schabbat und Sukkot zu beschäftigen.

Nach dem Schabbat wurde von Kindern aus der Gemeinde süßes Brot an alle Anwesenden verteilt und in einem Nebenraum der Synagoge gab es ein

gemeinschaftliches Buffet. Da wir aber zum Abendessen fest im IBB angemeldet waren, konnten wir leider weder daran teilnehmen, noch der Einladung folgen, die Sukka – die Laubhütte – der Gemeinde zu besuchen und dort zu essen.

Insgesamt war der Schabbat geprägt von einem Gefühl des Miteinanders und der Gastfreundschaft, was besonders verdeutlicht wurde durch die ausländischen Vertreter, die in ihrer jeweiligen Landessprache zu dem Gottesdienst beitrugen. Ich habe mich mit der Gruppe sehr willkommen gefühlt und hatte nie das Gefühl, als Eindringling wahrgenommen zu werden.

Die Schabbatfeier brachte uns dem heutigen jüdischen Leben in Minsk ein großes Stück näher, während wir in unserer Gruppe vorher eher abstrakt darüber gesprochen haben. Nachdem wir uns zuvor so lange mit dem Holocaust beschäftigt hatten, war es sehr schön, Zeuge aktiven jüdischen Lebens werden zu dürfen, wo nach wie vor lebendig der Schabbat und das Sukkotfest gefeiert werden. Durch den Besuch der Gemeinde wurden bei mir Berührungsängste mit einer mir eher fremden Religion abgebaut und eine persönlichere Beziehung zum Thema Judentum ermöglicht. Deswegen war dieser Programmpunkt meiner Meinung nach immens wichtig und ich erinnere mich gerne an den Abend zurück.



© Kristina Lizogub



## **Besuch des Psychiatrischen Krankenhauses von Nowinki bei Minsk**

### **Hanna Stucki**

Nachdem wir am Samstag, 29. September 2018, im Außenbereich der Klinik zunächst das Denkmal für die ermordeten Psychiatriepatienten von Nowinki besichtigt haben, hörten wir die Vorträge von Aleh Aisberg und Alexei Bratochkin.

Aisberg behandelte die Zwangseuthanasie in Belarus während des Zweiten Weltkrieges – eine Thematik, die in der Fachliteratur zur Medizingeschichte lange Zeit gar nicht behandelt worden sei. Erst 1965 sei ein erster Beitrag in einer sowjetischen Fachzeitschrift erschienen, der auf 60–70 Seiten eine erste Übersicht über die Verbrechen an Psychiatriepatienten während der deutschen Besatzung liefere. Zudem gebe es nur wenige Quellen geben, die wichtigsten seien in dem Band „Diskriminiert – vernichtet – vergessen. Behinderte in der Sowjetunion, unter nationalsozialistischer Besatzung und im Ostblock 1917–1991“ (2016 herausgegeben von Dr. Alexander Friedmann und Prof. Dr. Rainer Hudemann) genannt und ausgewertet worden. Aisberg stellte zunächst heraus, dass (positives) eugenisches Denken keineswegs eine rein deutsche Angelegenheit war. Solche Gedanken waren nämlich auch in der Sowjetunion der Vorkriegszeit verbreitet.

In Nowinki wurden mehrere Hundert Patienten durch die Nationalsozialisten ermordet, genaue Zahlen sind bis heute leider nicht bekannt. Da Krankenakten fehlen, ist es bisher unmöglich, die Biographien der Opfer zu rekonstruieren. Im August 1941 erging in Nowinki der heute berühmte persönliche Befehl Heinrich Himmlers, welcher die Suche nach einer „humaneren“ Tötung (humaner als der Tod durch Erschießen) der Opfer beinhaltete. Die Anordnung, die keineswegs an die Opfer dachte, sondern eher Himmlers Besorgnis um die Täter zum Ausdruck bringt, erfolgte, nachdem Himmler der Erschießung von schätzungsweise 400 Menschen beigewohnt hatte. In diesen Kontext gehört auch ein Foto, welches Himmler bei seinem Besuch in Nowinki im August 1941 zeigt. Aisberg machte darauf aufmerksam, dass die Identität des einheimischen Arztes, der auf dem Foto zu sehen ist, bis heute nicht geklärt werden konnte.

Nach Himmlers Anordnung wurden bei verschiedenen Experimenten zu anderen Tötungsmethoden einige Dutzend Patienten durch Sprengstoff getötet. Diese Methode erwies sich jedoch als nicht praktikabel. Im November 1941 folgte die erste Mordaktion durch Gas, bei der ca. 300 Patienten ums Leben kamen. In einer zweiten Aktion wurden weitere 100-200 Patienten getötet und die dritte und letzte Massentötung kostete rund weitere 200 Patienten das Leben.

Aisberg machte besonders auf die Unterschiede zwischen der Zwangseuthanasie im Deutschen Reich und auf dem Territorium der Sowjetunion aufmerksam. Während die Euthanasie im Deutschen Reich mit Fragebögen und Kommissionsbeschlüssen arbeitete, die ein Überleben zwar höchst unwahrscheinlich, jedoch möglich machten, wurden in der Sowjetunion jeweils alle Patienten der betroffenen Kliniken ermordet.

Zum Schluss stellt uns Aisberg noch seine persönlichen Thesen zu der Frage vor, warum es keine bzw. kaum eine Erinnerung an die Opfer gibt. Er glaubt, dass Anhänger der sowjetischen Vergangenheit befürchteten, dass Assoziationen zum sowjetischen Psychiatriemissbrauch gegen Andersdenkende aufkommen könnten. Zudem gebe es aus offizieller Sicht bereits genügend Opfergruppen, vor deren Hintergrund das Schicksal der Psychiatriepatienten als eher uninteressant empfunden werde.

Allgemein war der Vortrag von Aleh Aisberg sehr interessant, aufgrund der leider sehr knappen Zeit konnte er jedoch nur einen knappen Einstieg in die Thematik liefern. Ich persönlich hätte mir den Vortrag ausführlicher gewünscht und hatte im Vorfeld gehofft, dass mehr auf Einzelheiten eingegangen werden würde.

Im Anschluss an den Vortrag von Aleh Aisberg berichtete Alexei Bratockin über die Ausstellung „Von der Dehumanisierung zum Massenmord“, welche – ebenso wie das Denkmal in Nowinki – auf eine Initiative von Aisberg und anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren zurückgeht.

Die Ausstellung war im Jahr 2017 für einige Wochen in der Galerie „U“ in der Nähe des Siegesplatzes im Zentrum von Minsk zu sehen. Sie hatte von vornherein mit der

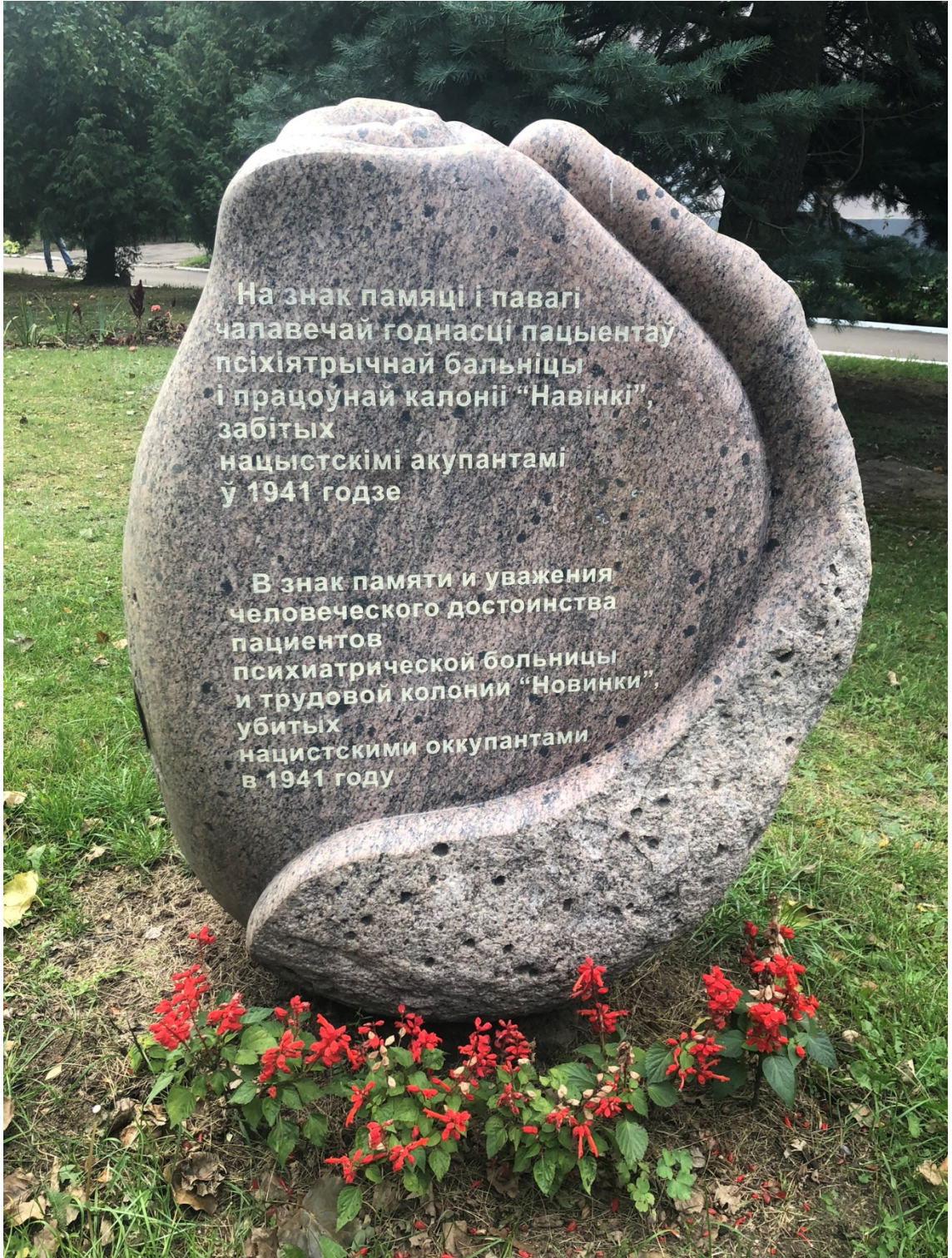
Problematik zu kämpfen, dass die Opfergruppe der Psychatriepatienten bis heute stigmatisiert ist. Daher sei es laut Bratochkin ein wesentliches Ziel der Ausstellung gewesen, überhaupt an diese vergessenen Opfer zu erinnern. Gleichzeitig wollte man unbedingt vermeiden, die Besucher mit den Ausstellungsinhalten zu schockieren oder gar zu traumatisieren. Daher wählte man sowohl einen historischen als auch einen philosophischen Ansatz für das Ausstellungskonzept.

Die Ausstellung gliedert sich in vier Teile. Der erste Teil macht darauf aufmerksam, dass eugenisches Denken nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen mitteleuropäischen Ländern und in der Sowjetunion verbreitet war. Der zweite Teil zeigt auf, wie das eugenische Gedankengut in die NS-Ideologie integriert und somit instrumentalisiert wurde. Hierbei hob Bratochkin hervor, dass die deutsche Gesellschaft auf keinen Fall als eine homogene, bösertige Masse dargestellt werden sollte. Der dritte Teil der Ausstellung behandelt die Patientenmorde auf belarussischem Territorium während der deutschen Besatzung. Dabei wurde auch versucht, die Biographien einiger Opfer zu rekonstruieren. Der vierte und letzte Teil der Ausstellung konzentriert sich auf die vergleichende Analyse der Erinnerungskultur in Belarus und Deutschland im Hinblick auf die Massentötungen von Psychatriepatienten.

Bratochkin machte zum Schluss noch darauf aufmerksam, dass die Ausstellung zukünftig wahrscheinlich einen festen Platz in der Psychiatrischen Klinik von Nowinki erhalten wird.

Allgemein kann ich, zumindest für meine Person, festhalten, dass es äußerst schade war, dass wir uns die Ausstellung nicht direkt, sondern nur auf Fotografien ansehen konnten.





На знак пам'яті і поваги  
чоловічачої гідності пацієнта  
психіатричної лікарні  
і трудової колонії "Новинки",  
забитих  
нацистськими окупантами  
у 1941 році

В знак памяти и уважения  
человеческого достоинства  
пациентов  
психиатрической больницы  
и трудовой колонии "Новинки",  
убитых  
нацистскими оккупантами  
в 1941 году

© Gero Wollgarten



## **Abschlussdiskussion**

### **Hanan Krzalic**

Am letzten Tag vor der Rückreise hat sich unsere ganze Gruppe mit unseren Begleiter von der Geschichtswerkstatt in einem Seminarraum des Hotels versammelt. Bei etwas Kaffee und Kuchen haben sich die Studenten in vier Gruppen aufgeteilt und jede Gruppe hat ein Plakat erstellt. Auf diesen Plakaten sollten die Gruppen festhalten, was sie während der Exkursion als positiv und was als negativ empfunden haben. Des Weiteren sollte man zeigen, was man alles von der Exkursion mitgenommen hat und gegebenenfalls Fragen, die noch offen geblieben sind, an unsere Begleiter richten. Nachdem jede Gruppe ihr Plakat vorgestellt und an die Wand gehangen hat, ging es an die Beantwortung der Fragen, was dann in eine Art Diskussionsrunde gemündet hat, womit wir dann eigentlich auch den Rest der Zeit verbracht haben.

Zum einen haben sich viele Fragen um den belarussischen Staat an sich gedreht, zum Beispiel den Präsidenten und die Staatsflagge. Vor allem der Flaggenkonflikt war von großem Interesse. In diesem Konflikt geht es darum, dass die derzeitige Flagge von Belarus von der Opposition kritisiert wird, da es quasi dieselbe Flagge wie aus sowjetischer Zeit ist, nur dass Hammer und Sichel entfernt wurden und sie ansonsten keinen historischen Bezug hat. Für die Opposition steht die Flagge also vor allem für sowjetische Autorität und Unterwürfigkeit gegenüber Russland. Jedoch wird auf anderer Seite auch die weiß-rot-weiße Flagge der Opposition kritisiert, da diese unter anderem von den Kollaborateuren unter deutscher Besatzung benutzt wurde. Wahrscheinlich wird sich fürs Erste jedoch nichts an der Situation der Flagge ändern, da das Interesse in der Bevölkerung nicht groß genug ist.

Außerdem haben wir viel über die weißrussische Erinnerungskultur bezüglich des Zweiten Weltkriegs geredet. Im Großen und Ganzen hat man in Belarus das sowjetische Narrativ beibehalten, das den Fokus eher auf die Helden des Krieges legt, als auf die Opfer. Im sowjetischen Narrativ wurden die Opfer meistens als „friedliche sowjetische Zivilisten“ bezeichnet und grade Juden hatten es schwer als die große Opfergruppe

anerkannt zu werden, die sie waren. Und auch heutzutage konzentriert sich die Erinnerungskultur eher auf die „eigenen“ Opfer, also die Belarussen, was wir ja auch schon bei unserem Besuch in Malyj Trostenez sehen konnten. Mittlerweile finden die Juden auch Erwähnung, jedoch nicht als hauptsächliche Leidtragende, sondern quasi als eine von mehreren Opfergruppen.

Als letztes großes Thema haben wir noch über die Jugend geredet und Belarus Zukunftsaussichten. Ein großes Problem ist, dass sich ein großer Teil der Bevölkerung und vor allem der Jugend nicht wirklich für die historische Aufarbeitung der Massaker im Zweiten Weltkrieg und für einen Blickwandel in der Erinnerungskultur interessiert. Das ist uns auch schon beim Besuch der Gedenkstätten aufgefallen, da diese quasi menschenleer waren, oder auch die Tatsache, dass direkt neben Gedenkstätten Einkaufszentren und Restaurants gebaut werden. Die Bildung spielt auch eine erhebliche Rolle, da der Geschichtsunterricht an den Schulen nicht kritisch genug ist und auch nicht genug in die Tiefe geht. Im Grunde kam man auf den gemeinsamen Nenner, dass sich dringend etwas im belarussischen Geschichtsbild ändern muss, aber dass die Zeit zeigen wird, ob dies auch wirklich bald passieren wird. Nach diesem letzten Gespräch sind wir dann zusammen zum letzten gemeinsamen Essen gegangen.